Das Rätsel der Sintflut

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nüchterne Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — glich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Ebenso kühl, ebenso sauber, ebenso steif, ebenso tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesticktes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Pagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Papagei darstellte.

Ebenso praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filoschierten Säcklein zum Trocknen am Fenster, und ebenso bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöffelchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbalas und Ohrenlöcklein trugen oder graue Zylinder und samtene Westen. Und die wieder paßten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernüchternsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkroch und auf einen Erlöser wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Basler Täubchen vorne. Die Zeit, da der Bakel hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schnurgeraden Tischbeine und der geraden Aermel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Aermeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins herauskam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Hökerweib. Es kam alles auf dasselbe heraus, denn man sah es doch nicht.

Dafür herrschte andererseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einesteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Häßlichkeit gar nicht mehr ankam, andererseits, weil die fetten Haare die sauberen Kissenbezüge beschmutzten.

Daß in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Prüderie mit echtem Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Beileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

(Fortsetzung folgt.)

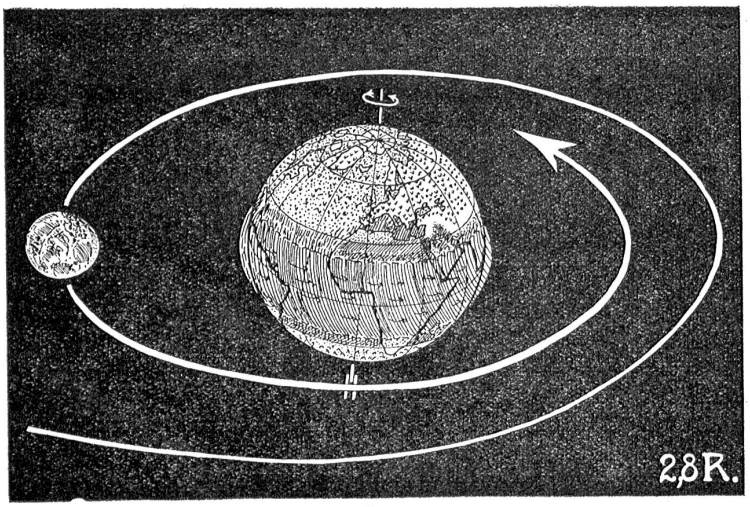
Das Rätsel der Sintflut.

Die neuere Forschung hat nachgewiesen, daß der biblische Bericht von einer Sint- (= allgemeinen) Flut nicht einzig dasteht, sondern daß sozusagen jedes Volk und jede Kultur eine Sintflutsage besitzt. Diese Flutsagen gleichen sich darin, daß sie durch eine große Ueberschwemmung die ganze sündige Menschheit untergehen lassen mit Ausnahme einiger wenigen besonders frommer oder sonstwie besserer Individuen und daß auch die Tierwelt untergeht bis an einen kleinen Rest, der sich mit den wenigen Menschen retten kann. —

Die Tatsache von der weltumspannenden Verbreitung der Sintflutsage kann entweder so gedeutet werden, daß die Menschen zur Zeit der Flut an einem gewissen Ort auf der Erde zusammengelebt, gleichsam in einer Völkerwiege, und daß sich die Sage von der großen Ueberschwemmung, die zufällig diesen Ort betroffen, dann mit dem Wachstum des Menschengeschlechts rings um die Erde herum verbreitet habe; oder dann so, daß eine allgemeine Flut einst wirklich den ganzen Erdball heimgesucht hat. Die Gelehrten neigen heute mehr zu dieser zweiten Deutung hin. Das gleichzeitige Auftreten von Urmenschen an den verschiedensten Stellen der Erde ist nachgewiesen; es verhält sich damit wohl wie mit dem Leben überhaupt, das wahrscheinlich auch nicht an einer einzigen Stelle unseres Himmelskörpers, sondern an mehreren Orten zugleich entstanden sein mag.

Die Naturwissenschaft hat bis heute noch keine glaubwürdige Deutung für das Sinflut-Phänomen gefunden. Auch dann befriedigt sie nicht, wenn sie kosmische Kräfte herbeibemüht. Die einen wollen eine Schwankung der Sonnenstrahlung für die Sintflut verantwortlich machen, derart, daß einmal ganz besonders viel Wasser verdunstete, um nachher bei einem plötzlichen (kosmischen) Kälteeinbruch als 40tägiger Regen wieder zur Erde zu fallen. Andere bringen die Sintflut mit dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher in Zusammenhang, das durch kosmisch bedingte intensive Sonnenwärme bewirkt wurde. Vor 20 Jahren trat der Astronom Arthur Stentzel mit einer vielbeachteten Erklärungstheorie auf. Nach ihm war die Sintflut die Folge des Zusammentreffens der Erde mit dem Halleyschen Komet.

Eine höchst interessante Theorie hat in neuester Zeit Ingenieur Hörbinger, der Begründer des Welteislehre, *) zum Sintflut-Problem beigesteuert. Nach Hörbinger war es kein Komet, sondern der Vorgänger unseres heutigen Mondes, der die große Flut brachte. Dies war ein früherer Trabant der Erde, der sich der Erde in spiralförmiger Bahn



Der Mond in einer Nähe von 2,8 Halbmessern zur Erde. Die Gürtelflut in ihrer höchsten Ausbildung. Unmittelbar vorsintflutliche Zeit. Die Menschen bewohnen nur noch wenige Asyle.

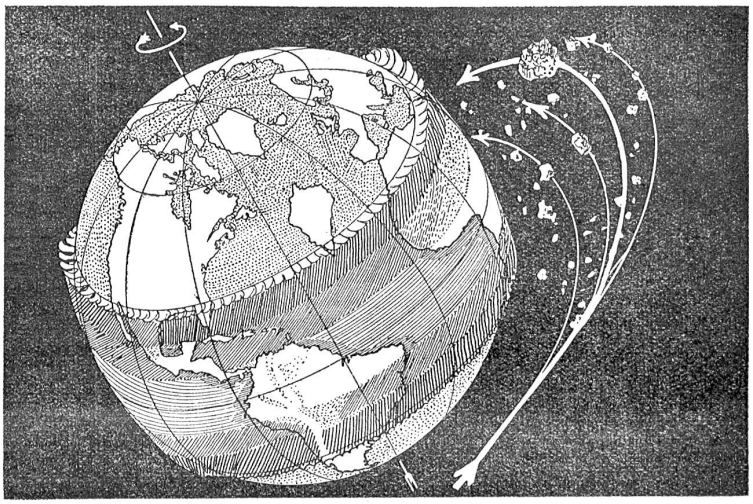
*) Man vergleiche den Aufsatz in Nr. 42 des letzten Jahrganges.

langsam näherte und durch seine Anziehungskraft die Dinge auf der Erde zu jener Katastrophe reifen ließ.

Unsere beiden Abbildungen veranschaulichen den Vorgang in zwei Phasen, in der der Vorbereitung und der der Auswirkung.

Jedermann weiß, daß unser Mond die 5 bis 6 Meter betragenden Meeresschwankungen (Ebbe und Flut) hervorruft; dabei ist er heute 60 Erdhalbmesser (385,000 Kilometer) von der Erde entfernt. Die meisten Menschen wissen aber nicht, daß unser Mond heute schon über die Gezeiten hinaus durch Ansaugen des Wassers auf der Erde im Aequatorialgürtel einen viele hundert Meter betragenden Wasserberg aufgetürmt hat.

Was geschieht nun, wenn der Mond sich der Erde auf 20 Erdradien statt auf 60 nähert? Dann wird, so lautet Hörbingers Antwort, die Gürtelflut steigen und die Kuppen auf ihr werden immer höher werden. Bei noch größerer Annäherung des Mondes an die Erde, bei welcher der Mond immer schneller um die Erde kreist, vermag der Flutberg dem Mond nicht mehr um die Erde herum zu folgen. Zuletzt, wenn der Mond auf 5 Radien der Erde nahe gekommen ist und in einem einzigen Tage um sie herum kreist, wird alles Wasser in einem Flutgürtel rings um die Erde angehäuft sein.



Ende der Mondauflösung. Die wasserzusammenhaltende Kraft der Mondschwere fehlt jetzt. Als ungeheure Sturzflut wälzt sich der Wasserinhalt des Gürtels gegen die Pole — die Sintflut!

Dieser Zustand ist nach Hörbinger der eigentlich vorsintflutliche. Alles Wasser der Ozeane ist in dieser Zeit auf einen Gürtel zusammengezogen, der etwa vom + 30 bis — 30 Grad geographischer Breite reicht. Der Nordstrand dieses Wassergürtels zieht also quer über die Sahara herüber, überschneidet Aarabien, den persischen Golf, geht über Indien am Südhange des Himalaja vorbei, über Hinterindien weg. Aus dem Gürtel selbst aber ragen die abessinischen Berge und die Kordilleren in Südamerika wie Inseln heraus. Auf ihnen wie auch in der Mesopotamischen Tiefebene lebten die damaligen Menschen vornehmlich, denn die Polkoppen der Erde bis hinunter zum 45 Grad geographischer Breite waren damals von Eis bedeckt. Dieser Zustand der Erde blieb Jahrzehntausende so; die Menschen wußten nichts anderes und sahen die Gefahr nicht kommen.

Was aber verursachte die Katastrophe? Hörbinger glaubt — und andere Gelehrte wie Roche stimmen darin mit ihm überein — daß innerhalb einer gewissen Grenze um die Erde kein Mond bestehen kann. Wie jener Vormond diese Grenze überschritt, zerschellte er in tausend Stücke und fiel als riesiger Meteor zur Erde nieder. Das war die Auslösung der Flutkatastrophe. Denn nun verschwand die Kraft, die den Wassergürtel zusammenhielt, die Massen flossen beidseitig polwärts als riesige Flutwellen ab und überschwemmten berghoch die Länder, bis der Ausgleich um die Erde herum wieder geschaffen war. Die in Mesopotamien lebenden Menschen wurden von einer gigantischen „Sintflut" heimgesucht, während das gleiche Ereignis für die Urvölker Abessiniens und auf den Kordilleren eine nicht minder große Ebbe war, von der auch wirklich die Sage aus jenen Gegenden berichtet.

† Carl Spitteler.

Am 29. Dezember letzthin hat der greise Dichter sein Haupt zur ewigen Ruhe hingelegt und am letzten Tage des alten Jahres wurden seine sterblichen Reste in Luzern im eben vollendeten Krematorium den Flammen übergeben. Er hatte sich eine schlichte Totenfeier gewünscht, nur seine Lieben und nächsten Freunde sollten um ihn sein. An seiner Bahre hatten sich die Töchter, der Bruder, einige Verwandte und Freunde, sowie die geladenen Gäste eingefunden: die Delegationen der Zofingia, deren Ehrenmitglied der Tote war, die Vertreter der Behörden seiner Heimat Baselland, seines lieben Basels und seiner letzten Heimat Luzern. Es war eine Feier ohne Pfarrer und ohne kirchliche Zeremonie. Es hielten kurze Abschiedsreden der Luzerner Stadtpräsident Dr. Zimmerli, Prof. Dr. Bohnenblust aus Genf für den Verein Gleichgesinnter, Professor Paul Seipel für die Schweiz. Schillerstiftung und Felix Möschlin als Vertreter der Schweizer Dichter und Schriftsteller. —

Carl Spitteler war am 24. April 1845 in Liestal geboren; hier in gemeinsam verlebter Jugend wurzelt die Lebensfreundschaft, die ihn mit J. V. Widmann, dem Pfarrerssohn, verband. Nach seinen Studien und Auslandjahren — Spitteler war Hauslehrer in Rußland — kam er in Bern wieder mit Widmann zusammen als Lehrer der Einwohner-Mädchenschule, der Widmann damals als Direktor vorstand. Bern war ihm schon aus frohverlebten Kinderjahren her vertraut; er war bei Schuldirektor Lerber an der alten Sulgeneck in Pension.

Spitteler hat schwer um seine Kunst ringen müssen. Sein erstes großes Werk, „Prometheus und Epimetheus", vermochte das Eis der Verkennung und der Nichtbeachtung trotz Widmanns beredter Fürsprache nicht zu schmelzen. Jahrzehntelang mußte Spitteler in der Frohn eines ungeliebten Berufes (als Lehrer und Journalist) stehen, bis endlich sein „Olympischer Frühling" durchdrang und ihm das freie Schriftstellerleben ermöglichte. Er ließ sich in Luzern nieder, wo er am See eine Villa bewohnte, deren Garten er als passionierter Gärtner mit seltenen Bäumen und Sträuchern bepflanzt hat.

Spitteler war eine seltene Erscheinung als Dichter und als Mensch. Er erfaßte sein Dichtertum als Berufung, und seine Stoffe fand er fernab von der Straße, die das große Publikum wandelte. Während in seiner rauhen helvetischen Heimat die Heimatdichtung, von Gotthelf und Keller erweckt, zur Blüte kam, wandelte er auf olympischen Götterpfaden und schweifte seine Phantasie in Welten, die seinen Zeitgenossen geistig fremd waren. Erst die jüngere Generation hat sich zu ihm hingefunden; sie hat gemerkt, daß der Dichter des „Olympischen Frühling" gar nicht so weltentrückt lebte; daß das, was fremd schien, nur das poetische Kleid für Gedanken und Empfindungen ist, die von jedem Denkenden und Fühlenden der Gegenwart unmittelbar nacherlebt werden können.

Dabei erging es uns Schweizern allerdings so, wie es uns schon mit Gotthelf und Keller ergangen; das Ausland, die Deutschen kamen uns zuvor. An Spittelers Aufstieg hat nicht wenig die Arbeit seines Verlegers Eugen